

Es gäbe dann nicht mehr einerseits diejenigen, die geben, ohne etwas dafür zu empfangen, und andererseits die Berufsbettler, die empfangen, ohne etwas zu geben, sondern alle würden gemeinsam ihre Erfahrungen, ihre finanziellen Mittel und ihr Personal teilen, je nach ihren Möglichkeiten. Die Würde und die Unwürdigkeit hingen dann nicht mehr ab von den vorhandenen Mitteln an Personal und Geld, sondern von der Treue oder Untreue Christus und der Kirche gegenüber. Eine gerechte, respektvolle und liebevolle Behandlung würde dann allen Gliedern des Leibes Christi zuteil und wäre nicht mehr denen vorbehalten,

die mit goldberingter Hand und in Prachtgewändern daherkommen (Jak 2, 2), oder auch denen, deren Kirchen sich eines Patriarchensitzes oder angesehener Universitäten rühmen können. Kirchen, die von Macht und Ehre umgeben sind und deren Angehörige im allgemeinen sicher sind vor diskreten oder offen herabwürdigenden Formen von Willkür, Unterdrückung und Verfolgung. Warum aber sollte man die Hoffnung aufgeben, daß eines Tages alle Kirchen Zugang finden zur Würde der Demütigen, der einzigen Würde, die in den Augen des Herrn zählt?

¹ D.R. Cochran, Churches or Missions?: Anglican Theological Review, Sept. 1974, 23.

² Bericht aus Uppsala 1968. Offizieller Bericht über die Vierte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Uppsala, 4. bis 20. Juli 1968. Hg. Norman Goodall. Deutsche Ausgabe von W. Müller-Römhald (Ökumenischer Rat der Kirchen, Genf 1968) 34.

³ Why we engage in Mission Work: Foundation of Mission Theology, 49.

⁴ Eugene Hillman, The Church as Mission, New York.

⁵ Beltran de Heredia, El Maestro Domingo de Soto en la controversia de Las Casas con Sepúlveda: Ciencia tomista, tom. XLV (1932) 35–49 und 177–193; Juan G. de Sepúlveda, Democrates Secundus, seu de Justis Belli Causis (1550); F. de Vittoria, De Potestate Civili; De Indis recenter inventis (1539); De Jure Belli (1539).

⁶ Kardinal Celso Costantini, Réforme des Missions au XXe Siècle (Casterman, Tournai 1960) 45.

⁷ AaO. 50.

MEINRAD P. HEBGA

1931 in Kamerun geboren. Theologische Studien an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Studium der Philosophie und Psychologie an der Sorbonne in Paris. Promotion zum Dr. phil. Professor der Anthropologie am Institut Catholique für Westafrika in Abidjan und an der Gregoriana in Rom. Veröffentlichungen u.a.: Les Etapes des Regroupements africains (Dakar 1968); (zusammen mit anderen Autoren:) Croyance et Guérison (Edition CLE, Yaoundé, 1973); Emancipation d'Églises sous tutelle (Présence Africaine, Paris 1976); Dépassements (Présence Africaine, Paris 1977); Sorcellerie, Chimaire dangereuse? (Editions INADES, Abidjan 1979). Derzeitige Forschungsgebiete: Zauberei, Magie, christlicher Dienst der Heilung. Anschrift: c/o Présence Africaine, 18, rue des Ecoles, F-75005 Paris, Frankreich.

Aus dem Französischen übersetzt von Sr. Christa Pfirrmann OCD

Enda McDonagh

Die Würde Gottes und die Würde der Nichtgewürdigten

I. Wo ist jetzt Gott?

«Die SS-Männer hängten vor den versammelten Lagerinsassen zwei jüdische Männer und einen Knaben. Die Männer starben rasch, aber der Todeskampf des Knaben dauerte eine halbe Stunde. Nach längerer Zeit, als der Junge immer noch am Strang mit dem Tod rang, hörte ich den Mann von neuem ausrufen: «Wo ist jetzt Gott?» Und ich vernahm, wie eine Stimme in mir antwortete: «Hier ist er... Er hängt hier an diesem Galgen.»» (Elie Wiesel, Night [New York] 70ff.)

Wir haben es nötig, immer wieder eindringlich daran erinnert zu werden, daß Golgota ein Schrei ist, fern von den herrlichen Liturgien und der Musik unserer feierlichen Gottesdienste – der ferne Schrei (naher) Verzweiflung über das Im-Stich-Gelassensein auf seiten des Opfers und der Schrei des Unglaubens auf seiten der Gaffer. «Wo ist jetzt Gott? wir wollen sehen, ob er kommt, um ihn zu retten.»

Dies sind Fragen, die gestellt werden vom Gulag bis hin nach Robben Island, von gewöhnlicheren, zugänglichen Elendsvierteln und Barackenstädten in Asien, Afrika und Lateinamerika. Und sie tauchen hartnäckig und scharf auf in Millionen von typischen Fällen im wohlhabenden «christlichen» Westen; in Fällen wie dem des Chris in Dublin, eines Homosexuellen, der aus seiner Familie ausgestoßen, arbeitslos und nunmehr nicht mehr arbeitsfähig ist, oder dem der Liz, die mit einem Alkoholiker verheiratet ist, der sie schlägt, während ihre sechs Kinder, eines nach dem

anderen, aus ihrem ungemütlichen Heim ausziehen und ihre «unmöglichen» Eltern im Stich lassen; oder wie dem des Seamus, der von der Polizei aufgegriffen, geschlagen und dann verurteilt worden ist, obwohl er seine Unschuld beteuerte, und der nun im Long-Kesh-Gefängnis im Kittchen sitzt, d.h. in seinem eigenen Unrat lebt; oder dem der Hazel, deren Mann, ein Gefängniswärter, vor ihren und ihrer Tochter Augen erschossen wurde; oder...

Man könnte endlos weiterfahren mit der Aufzählung von Fällen des Elends und der Entwürdigung, die sich in unserer Nähe, gleich um die Hausecke herum, befinden und sich über den Erdball erstrecken in einer Kette des Terrors und der Unterdrückung, die das Bild Gottes im Menschen – im Unterdrückten und im Unterdrücker – entstellt und verdunkelt und zwangsläufig und verständlicherweise, wenn auch oft verzweifelt oder feindlich die letzte Frage aufwirft: «Wo ist jetzt Gott?»

Für den wachen und lebendigen Christen ist diese Frage unausweichlich und peinlich. Zu viele von uns verspüren mehr die Pein der Frage für uns als die Qual des Jungen am Galgen, und so sichern wir uns mit unseren Schlaf- und Beruhigungsmitteln ab, damit wir nicht durch den Anblick oder das Stöhnen der leidenden Menschheit geweckt werden. Wir halten das verzerrte Gesicht am Galgen sorglich von uns fern, indem wir uns auf die schönen und verschönerten Gesichter konzentrieren, mit denen wir uns umgeben. Die Schmerzensschreie aus der überall vorhandenen politischen und häuslichen Folterkammer können nicht in die Medienzentren eindringen, die wir unser Haus nennen. Nur wenn wir alles Schockierende und Störende von uns fernhalten, können wir uns des Lebens freuen und überleben. Es gibt ja Menschen, die die Aufgabe haben, sich um diese Dinge zu kümmern. Das Waschbecken des Pilatus steht unsichtbar griffbereit neben uns. Zudem bezahlen wir unsere Steuern und tragen so zu Wohlfahrtsprojekten aller Art bei uns und im Ausland bei. Wir leisten selbst freiwillige Beiträge an verschiedene Hilfsprogramme für Notleidende. Wir lassen es nie bewußt an Liebe für die Mittellosen fehlen; wir wünschen bloß nicht, daß sie um uns herum sind.

Das Leben von uns Christen des Westens, der Laien und der Geistlichen, wird vielfach von den eben geschilderten Grenzen eingeengt, von den Grenzen der «großen Ausschließung». Und die Reflexion über das christliche Leben, die wir in ihrer systematischen Darlegung Moraltheologie nennen, macht nur ein paar zögernde Schritte über diese Grenzen hinaus, so daß wir wiederum vor einem *trahison* stehen, zwar nicht der *clercs*, aber der *croyants*. Wenigstens denkende

Gläubige, Berufstheologen und andere, haben sich Gedanken darüber zu machen, wie weit die «große Ausschließung» die letztgültige Ausschließung, die Ausschließung Gottes ist und ob nicht die Frage, wo Gott jetzt sei, passender in den Kreisen der Privilegierten als unter den «Elenden der Erde» zu stellen ist. Auf jeden Fall besteht die peinliche Schwierigkeit, den Gott der privilegierten und unterdrückenden Völker mit dem Gott der enterbten und unterdrückten Völker in Einklang zu bringen.

Der Moraltheologe muß in seiner Beschreibung und Analyse der christlichen Lebensweise zum Leben und zum Beispiel Jesu zurückkehren, der nach Gott gesucht und ihn schließlich am Kreuz gefunden hat, aber auf einem Weg, der ihn dazu brachte, den Ausgestoßenen und Entwürdigten dieser Welt nachzugehen und sich mit ihnen anzufreunden, aus ihnen eine Jüngergemeinschaft zu bilden und dann, in der Stunde der Entscheidung, ihre Untreue und ihr Davongehen zu erleben. Von den führenden Leuten, den Massen und selbst von seinen Freunden verlassen, betete er darum, daß ihm die letzte Schmach, als Verbrecher gekreuzigt zu werden, erspart bleibe, und schrie auf, als die von seinen Feinden hämisch angedeutete Möglichkeit, von Gott im Stich gelassen zu werden, bedrängend auf ihn zukam. Mochte er auch auf Godot von Becketts Kramps, Didi und Gogo gewartet haben, so lag für ihn doch das einzig mögliche Morgen in der umgestaltenden Auferstehung, in der Antwort des Vaters, der Jesus schließlich anerkannte und annahm.

Das Leben, der Tod und die Auferstehung dieses Menschen bilden das Herz des christlichen Lebens. Sie müssen auch das Herz der christlichen Theologie bilden, der tastenden Versuche der Christen, die Natur, die Beziehungen und Tätigkeiten des Gottes Jesu Christi zu erforschen und zum Ausdruck zu bringen. Um in dieser entmutigenden Aufgabe irgendeinen bedeutsamen Fortschritt zu erzielen, muß die «große Aufschließung», die in seinen persönlichen Beziehungen und zutiefst in seinem Leiden und Tod über Jesus kam, wenigstens zum Teil über den Gläubigen und den Theologen kommen. Die bohrende Frage nach Gottes Abwesenheit und Anwesenheit muß redlich und mutig ins Auge gefaßt werden. Weicht man dieser vordringlichen Frage aus, so wird die ganze Übung sinnlos und gereicht so dem Moraltheologen zur Schande.

II. Das Gottesbild und die Moraltheologie

Man könnte die Struktur des christlichen Lebens und damit auch der Moraltheologie als die Berufung be-

zeichnen, die Gegenwart Gottes aufzudecken, zu gewahren und anzuerkennen, so wie er sich im Bund der Schöpfung und in dem der Menschwerdung zu erkennen gegeben hat. Die damit gemeinte Anerkennung besteht nicht nur in einem von höflichen Floskeln begleiteten Ziehen des Hutes oder Neigen des Kopfes. Sie ist eine Anerkennung, die eine Lebensweise und Lebensaufgabe darstellt, denn die «furchtbare Schönheit» des lebendigen Gottes verlangt ein totales Ansprechen darauf durch den Menschen und schwebt beständig in Gefahr, durch die Scheinschönheiten von Göttern, die wir nach unserem Bild geschaffen haben, verdunkelt zu werden. Insofern die Moraltheologie eine christliche Theologie ist, muß sie in ihrer Struktur und analytischen Methode über die paradigmatische Enthüllung der Gegenwart Gottes, wie sie in Jesus Christus geschah, nachdenken und immer wieder nachdenken. Der Umstand, daß Jesus den Armen und Verstoßenen zum Zentrum seines Interesses machte und die Rolle des leidenden (und selbst bis zum Tod verworfenen) Knechtes auf sich nahm, bietet den Moraltheologen einen nicht zu umgehenden Ausgangspunkt in ihrer Analyse des Strebens nach Gott, so wie er durch seine erschaffenen menschlichen Bilder und schließlich durch seinen Sohn vermittelt wird.

Die Moraltheologie mit der Suche nach Gott in den verworfenen und entstellten Gesichtern der Verstoßenen, der Leidenden und der Behinderten zu beginnen, stellt vor unmittelbar schwierige Probleme. Wie kann dies in Einklang gebracht werden mit dem herkömmlichen Verständnis, wonach in der Schöpfung sich die *vestigia Dei* abzeichnen, da die Himmel seine Herrlichkeit verkünden, da die Herrlichkeit Gottes der Mensch ist in seiner Lebensfülle und da die erschaffene Welt mit der Größe Gottes beladen ist? Ganz gleich ob nun die Moralität als Zur-Vollendung-Kommen des Werkes des Schöpfer- und Erlösergottes verstanden wird oder im Sinn der anderen klassischen christlichen Tradition des Naturgesetzes, scheint es beinahe pervers, auf der Suche nach der anrufenden, befähigenden und leitenden Gegenwart, die von einer theologischen Analyse der Moralität Gott zugeschrieben wird, zuallererst auf die entstellten Bilder, auf die Fehlformen in der Schöpfung und Gesellschaft zu achten. Es verstärkt nur noch die Schwierigkeit, Gott als Ursprung und Ziel der Moralität zu sehen, wenn man die eigentümlichen Aspekte der menschlichen Existenz, die körperliche, geistige und seelische Behinderung, Krankheit und Schwäche betont, die es gerade schwierig machen, Gott als allmächtigen und doch sittlichen, liebenden Schöpfer zu sehen. Doch wie immer man auch das Übel in der Welt zu erklären versuchen mag, dürfen zumindest die körperlich, geistig, gesellschaft-

lich und selbst seelisch verunstalteten Menschen in jeder christlichen Betrachtung und Beantwortung des Bildes Gottes in der Welt nicht übersehen oder ausgeschlossen werden. Wenn jemand das Beispiel Jesu selbst für entscheidend hält, so wird er sich in erster Linie ihnen zuwenden als solchen, die Gott treu vermitteln und zugleich seiner bedürfen. Dies stellt den letztgültigen Test dafür dar, ob wir imstande sind, den Inbegriff der Vermittlung Gottes in Jesus anzuerkennen und auf ihn anzusprechen. «Was ihr einem dieser Geringsten getan habt...» (Mt 25).

Für die richtige Anerkennung ihrer Mittlerrolle als Bilder des Göttlichen und für den sittlichen Wert der Antwort auf sie ist es wichtig, sie als in sich selbst wertvoll, als göttlich wertvoll mit all der Würde, die damit gegeben ist, anzuerkennen und zu respektieren und nicht nur als Empfänger unserer oder selbst Gottes besonderer Fürsorge und vor allem nicht als bloße Anlässe zu unserer sittlichen Betätigung. Es wäre entehrend und entwürdigend, wollte man die Enterbten zu Sprungbrettern für die Privilegierten auf ihrem Weg zu Gott machen.

III. Die Einheit der Menschheit

Die Schwierigkeit, das Bild und die Gegenwart Gottes in den Geringsten wahrzunehmen, rührt zum Teil vom starken Individualismus her, der unser Denken beherrscht. Als Bild Gottes denken wir uns ausschließlich den Einzelmenschen. Der andere Mensch und vor allem derjenige, der einen Unterschied aufweist, welcher an unseren Maßstäben gemessen eine Verarmung bedeutet, ist uns in so mancher Hinsicht fremd, daß er leicht aus unserem Bewußtsein ausgeschlossen wird und daß wir ihn ganz gewiß nicht als Stätte von Gottes Gegenwart und als Offenbarung der Natur und Herrlichkeit Gottes ansehen. Wenn die Benachteiligten institutionalisiert sind oder weit weg wohnen oder sich auch nur auf der falschen Seite befinden, so geschieht die Ausschließung noch leichter und wirksamer.

Doch der Individualismus ist nicht schon überwunden, wenn man für andere Individuen einschließend dem Zukurzgekommenen sorgt, so entscheidend wichtig dies auch ist. Es wird eine tiefgehende Bewußtseinsänderung erfordert, so daß ich dann in erster Linie inklusiv «wir» denke statt «ich und die anderen» oder in einem exklusiven «wir und sie». Wenn man die Einheit der Menschheit zu denken und zu fühlen und von da aus zu handeln beginnt, dann wird uns die eigentliche Stätte des Bildes Gottes ansichtig: das Menschengeschlecht als ganzes, seine geschichtlichen Glieder zu irgendeiner besonderen

Zeit, sowohl in ihrer unverkürzbaren Individualität als auch in ihrer nicht zu zerbrechenden Einheit genommen.

Solange nicht dieses Bild des Menschseins vorherrscht, wird das Menschsein nur zum Teil und unsicher als Bild Gottes wahrgenommen. Im Verständnis der Kirche als Sakrament der Einheit der Menschheit, auf das Papst Johannes Paul II. in seiner ersten Enzyklika «Redemptor hominis» viele Male zurückkommt, spiegelt sich diese christliche Grundwahrheit wider. Die Tatsache, daß jeder einzelne Mensch Bild Gottes ist, und die moralischen Folgerungen daraus lassen sich nicht von der totalen Ebenbildlichkeit und Vermittlung trennen, die den Ursprung und das Kriterium der menschlichen Würde bilden. Die Würde der «Nichtgewürdigten» läßt sich nicht abtrennen, wenn die Würde aller anderen intakt bleiben soll. Falls jemand Auge, Ohr und Geist von Chris oder Liz, von den Thalidomidopfern, von Armut und Folterung abwendet, schaltet er damit nicht deren Bedeutsamkeit für seine eigene Würde aus. Er läßt lediglich den Sinn und das Leben dieser Würde ärmer werden.

IV. Mensch werden

Nach christlicher Auffassung ist es in Wirklichkeit die ganze Menschheit, die Gott widerspiegelt und vermittelt. Diese Menschheit ist in einer besonderen Ära oder Gruppe oder Einzelperson nur zum Teil verwirklicht. Teil der Menschheit zu sein ist ein geschichtlicher, in Entwicklung begriffener und nie abgeschlossener Prozeß. In diesem Sinn ist selbst für den begabtesten Einzelmenschen innerhalb der Geschichte keine totale Teilhabe erreichbar. Wir alle sind stets unvollständig, Stückwerk, behindert und beraubt, jedoch selbstverständlich ohne daß unsere menschliche Würde, Gott zu vermitteln und widerzuspiegeln, zerstört wäre. Unsere Relativierung untergräbt vieles von dem verworrenen Denken, das unsere Superioritäts- und Inferioritätshaltungen färbt. Sie könnte leicht in die offensive Einstellung übertragen werden: «Doch ich gehe um der Gnade Gottes willen dorthin» oder in eine andere gönnerhafte Wendung und Einstellung. Doch dies hat gar keinen Zweck. Der andere, den wir um irgendeiner vermutlichen Inferiorität willen zu betreuen versucht sind, ist gleichfalls Gottes Gabe und Gnade und ist notwendig, um uns daran zu erinnern und uns besser zu offenbaren, daß es eine Vielfalt von Gaben Gottes gibt und daß wir zwangsläufig nur in beschränktem Maß daran teilhaben. Der Slumbesuch von Herrn und Frau Mildtätig hat nichts zu tun mit der Anerkennung und dem Ansprechen, die das Verhalten

Jesu kennzeichneten; sein Ansprechen auf die körperlich Kranken, aus der Gesellschaft Ausgestoßenen und öffentlichen Sünder, seine Haltung zum Gelähmten, zum Zöllner, zu Maria Magdalena ist unsere Norm.

Einer herkömmlichen Deutung der Krankheit und Armut zufolge bieten diese dem Menschen Gelegenheit zu Selbstzucht und Wachstum, während sie Gott zu einer Prüfung, gegebenenfalls zu Fürsorge und Liebe Gelegenheit bieten. Beide Elemente bereiten Schwierigkeiten. Einige der schlimmsten körperlichen oder gesellschaftlichen Leiden scheinen das Menschsein der Opfer eher zu beeinträchtigen als zu steigern, und ihre Kanonisierung zu einer gottgesandten Prüfung führt die Nichtopfer und die sozial Tätigen leicht zu scheinheiliger Resignation gegenüber den Opfern – eine eigentliche Opiatswirkung. Die Idee eines sadistischen Gottes, der seine Experimente vornimmt, scheint, selbst wenn er dies tut, um uns schließlich dafür zu belohnen, sich nicht mit dem Gott zu vertragen, der sich seiner selbst entäußert, um das Menschsein auf sich zu nehmen als Leidensknecht. Eben hier läßt sich die christliche Gotteserfahrung schwer vereinbaren mit der allmächtigen, gefühllosen Gottheit, die in ihrer Transzendenz fern und in ihrem Experimentieren apathisch, wenn nicht sadistisch ist.

Ohne uns anzumaßen, eine zufriedenstellende oder gar endgültige Antwort auf diese klassischen Schwierigkeiten vorzulegen, bin ich der Meinung, daß zwei Faktoren, ein anthropologischer und ein theologischer, von Bedeutung dafür sind, wie wir an diese Schwierigkeiten herangehen. Mensch zu werden ist nicht so sehr eine individuelle als eine gesellschaftliche Aufgabe, nicht nur in dem Sinn, daß man mit der Zeit in der Gemeinschaft Mensch wird, sondern auch in dem, daß das Menschsein sich nach und nach herausbildete und immer noch um seine reichere Verwirklichung ringt. In dieser evolutionär-geschichtlichen Entwicklung kann man ein langsames Sich-vorwärts-Kämpfen zur menschlichen Spezies und der menschlichen Spezies beobachten, in das wir alle mit unseren verschiedenen Gaben und Mängeln engagiert sind.

Der zuerst rein evolutionäre und dann geschichtliche Kampf, Mensch zu werden, bleibt eine dauernde Aufgabe mit ihren geschichtlichen sowie evolutionären Siegen und Niederlagen. Sieg und Niederlage charakterisieren das Leben von uns allen in seiner biologischen, psychologischen, gesellschaftlichen Dimension und noch nach weiteren Seiten hin. Diejenigen, die uns als «wertlos» vorkommen, haben an diesem Ringen einen entscheidenden Anteil. Gerade in ihrer konventionellen Schwäche und Schmach weisen sie uns oft auf neue Möglichkeiten und Triumphe hin. Unser Vorwärtsdrängen als Menschheit hängt ebenso-

sehr von den anscheinenden Mißerfolgen wie von den Erfolgen ab. Dieser Gedanke wird in uns noch verstärkt, wenn wir daran denken, daß unsere Kriterien zur Unterscheidung zwischen echtem Erfolg und Mißerfolg noch so grob, so sehr mit Eigeninteresse belastet und so sehr von den gesellschaftlichen, kulturellen und persönlichen Verhältnissen beeinflusst sind, in denen wir aufwuchsen.

V. Gott und das Ringen des Menschen

Doch wo steht Gott in diesem Ringen, und wie betrifft es ihn? Welche Art von Gott tritt in diesem Kampf um die Vollendung des Menschseins hervor? Der Gott Christi ist mit dem Ursprung und Schicksal des Menschen so eng verbunden, daß er in das Ringen um das Menschwerden mithineinverwickelt und darin wahrnehmbar sein muß. Das Bild Gottes nämlich tritt hervor, wenn das Menschsein hervortritt, um in Jesus seinen Höhepunkt zu erreichen: die Gottessohnschaft. Über das Spektrum der Begabung und Vollendung des Menschen hin schwebt der Geist des lebendigen Gottes. Darin, daß im Ringen nach der Erfüllung des Einzelmenschen, der Gruppe und der Menschheit Gaben und Errungenschaften mit Problemen verbunden sind, findet das Bild Gottes seinen wechselhaften, fragmentarischen und partiellen Ausdruck. Selbst im geschichtlichen Jesus war dieser Ausdruck nicht so, daß er nicht mißverstanden werden konnte. Doch der geschichtliche Jesus machte darauf aufmerksam, daß die Gründe für das Mißverstehen darin liegen, daß man das Bild und die Verwirklichung Gottes bei den Mächtigen und Erfolgreichen dieser Welt sucht.

Der Leidensknecht hat das größere Potential für die Grundaufgabe und -würde des Menschseins, den wahren Gott aufzudecken, als die Mächtigen auf ihrem Thron oder die Genien in ihren Laboratorien oder Studierstuben. Wie die Schöpfungs- und Auferstehungserzählungen offenbaren, ist der Gott, mit dem wir es zu tun haben, zwar der Ursprung von Macht und Genius, aber seine entscheidende Offenbarung geschieht im Mißerfolg, im Leiden und in der Kreuzigung. Seine Rolle im Ringen der Menschheit nach Vollendung ist nicht in erster Linie die, daß er den Pistolenschuß abfeuert zum Start der Menschheit und am Ende den Lorbeerkrantz überreicht, um auf das von Paulus verwendete Bild zurückzugreifen. Er ist primär im Ringen selbst präsent und in es verwickelt, nimmt die Last und Pein der Menschheit auf sich, leidet mit der Menschheit alle die natürlichen und geschichtlichen Fehlschläge und Leiden durch, denen das Menschsein unterworfen ist. Es ist ein Leiden auf etwas hin und nicht einfach ein Sich-Ergeben. Die

Heilung körperlichen Leidens beanspruchte viel von Jesu Zeit und Energie, und nach seiner Botschaft und nach seinem Beispiel sowie nach der Botschaft und dem Beispiel seiner prophetischen Vorläufer schreien die Leiden der Unterdrückten zum Himmel um Rache.

Ein christlicher Gott, der in und mit seinem Volk leidet, ist nicht ein Rezept zu medizinischer oder gesellschaftlicher Nachlässigkeit, sondern vielmehr eine tiefe Anklage gegen sie. Alles, was wir den Leidenden tun oder nicht tun, ist diesem leidenden Gott getan oder nicht getan, der eher von einem Galgen als von einem Thron aus herrscht, in den Bemühungen des Gelähmten zutage tritt, der gesund zu werden sucht, und doch eher ohne Gesundheit lebt und liebt als im Erfolg des Athleten, der Weltrekorde bricht. Der in das Ringen und Leiden des Menschen engagierte Gott gibt die Inspiration und Kraft zu moralischer Entsprechung sowie die Grundlage für die menschliche Würde, selbst, ja vor allem in denen, die in den schwierigsten Kampf und in das schmerzhafteste Leiden hineingenommen sind. Die Charta des sittlichen Lebens, die die Moralthologen als Wegweisung für die Christen zu entwerfen suchen, sähe etwas anders aus, wenn sie vom Standpunkt der leidenden Menschheit aus erarbeitet würde, von dem Standpunkt aus, den Jesus und sein Gott vorzogen.

VI. Eine Moralthologie der Fürsorge

Im Ringen nach der Vollendung des Menschen, deren jeder seine individuellen, relativen und manchmal komplementären Schwächen hat, ist der Gedanke der Fürsorge füreinander unerläßlich. Man spricht heute soviel von Fürsorgebeziehungen und Fürsorgeberufen. In dieser Fürsorge füreinander wird der Kampf für viele sinnvoll und erträglich. Das Hineinverwickeltsein Gottes findet darin seinen treffenden Ausdruck. Doch sind einige Klärungen und Qualifizierungen angezeigt. Die Fürsorge der Starken von eigenen Gnaden kann leicht hemmungslos und gönnerhaft werden, so daß es dann zu der Fehlhaltung kommt, daß man andere für die eigenen Ziele mißbraucht. Fürsorge beruht vor allem auf Anerkennung und Respektierung. Im Betreuer und im Betreuten muß Ehrfurcht vor der Würde und Eigenpersönlichkeit und dem Mysterium der Schutzlosen und Ausgebeuteten vorhanden sein. Die Fürsorgebeziehung im eigentlichen und vollen Sinn ist gegenseitig und dialogisch, aber der eine Partner – Einzelmensch, Gruppe, Klasse oder selbst Nation – kann leicht in einer abhängigen, ausgebeuteten Rolle gehalten werden, wodurch dann der andere Partner in einer ausbeutenden Rolle ver-

bleibt. Dies macht das eigentliche Wesen der Fürsorgebeziehung zunichte und vereitelt den Fortschritt, auf den das Ringen des Menschen hinzielt.

Natürlich werden einzelne Personen und Gruppen – Kinder, Betagte, persönlich oder gesellschaftlich Kranke – abhängiger sein und eine einfühlsame, länger dauernde Fürsorge erheischen. Aus Überdruß über die verlangte Anstrengung können in der Fürsorge Tätige versucht sein, den leichteren Weg einzuschlagen, indem sie die Abhängigkeit als einseitig und unabänderlich auffassen oder zu einer «Normalisierung» drängen, die vielleicht nicht möglich ist.

In beiden Fällen werden die wahre Würde und Begabung des «Abhängigen» verkannt und verletzt. Die Abhängigkeit des «Fürsorgenden» wird verdunkelt. Die menschliche Solidarität wird durchbrochen. Das Engagement Gottes in den totalen Kampf wird zu einem Paternalismus des «Starken» verkürzt. Solange wir nicht einsehen, daß wir des Chris und der Liz, der körperlich und geistig Behinderten, der armen und ausgebeuteten Klassen und Rassen bedürfen, und nicht über die Fähigkeiten verfügen, die für den Dialog und die gegenseitige Fürsorge als Partner nötig sind, dürfen wir nicht erwarten, daß wir nach der Art und in der Kraft Jesu Christi anderen wirklich behilflich sind. Wir vereiteln dann weiterhin den göttlichen Plan, sein Bild in der Menschheit wachsen und sich umgestalten zu lassen zum Bild des einzigen, eingeborenen Sohnes des Vaters und zur Teilhabe an ihm. Wir sind noch nicht imstande, unser universales Bruder- und Schwestersein untereinander in Christus zu proklamieren.

VII. Solidarität und gegenseitige Befreiung

Die Tatsache, daß wir Brüder und Schwestern in Christus sind, entspringt daraus, daß Gott das Menschsein so sehr teilte, daß es in der Person seines Sohnes sich seiner selbst entäußerte. Er trat endgültig in das Ringen des Menschen ein, worin seine Solidarität mit der ganzen Menschheit auf die Spitze getrieben wurde. Diese Solidarität ist der Weg des menschlichen Heils, zu dem Jesus uns den Weg gebahnt hat und das uns als Gabe und Aufgabe in den konkreten Beziehungen unseres Lebens angeboten wird. Die Flucht aus dieser Solidarität oder deren Ablehnung ist der Weg zum Unheil, zur Zerstörung. Sie darf nicht eine Solidarität guter Absichten, distanzierter Wohlwollens oder paternalistischer Wohltätigkeit bleiben. Solidarität verlangt Teilen, Seite an Seite sein, als gleichgestellte Partner in die nächtliche Schlacht engagiert. In die Elendsquartiere flüchten, den Notleidenden Kuchen offerieren oder andere für solche Dinge anstellen, um nicht persönlich hineinverwickelt zu

werden – all dies berechtigt uns nicht dazu, «Herr, Herr!» zu rufen, und rechtfertigt auch unseren Anspruch, Sohn oder Tochter des Vaters zu sein, nicht, denn wir weisen die anfordernde Aufgabe zurück, einander Bruder und Schwester zu sein. Unsere Ausschließlichkeit führt zu unserem eigenen Ausgeschlossenwerden. Unsere Bemühungen, frei von dem allem, besser gesagt, von ihnen allen zu sein, führt zu unserer Versklavung und Einkerkierung. Wir sind rasch an der Arbeit, unser eigenes Long Kesh oder Gulag aufzubauen.

Ohne Jesus Christus und den Gott Jesu Christi gibt es keine Erlösung, keine Befreiung. Ohne diese Geringsten gibt es keinen Zugang zu Jesus und zum Vater. Christlich gesehen haben wir sie nötiger als sie uns. Auf jeden Fall werden wir, wenn wir vor ihnen ausreißen, auch das Sohnsein oder Tochtersein zurückweisen. Die Solidarität der Menschheit, die durch das Engagement Gottes in ihren Kampf erhellt wird und ihren letztgültigen Sinn erhält, verschafft den Weg des Heils als Weg des tatsächlichen Bruderseins. Dieses Heil besteht in einer gegenseitigen Befreiung in die Freiheit hinein, zu der uns Christus befreit hat (Gal 5,1).

VIII. Gott Gott sein lassen

Die Schwierigkeiten, in einer Schöpfung und in einem Menschenleben, die von einem liebenden Gott stammen, das Leid zu begreifen und zu akzeptieren, werden nicht vollständig behoben, aber wir können wenigstens leichter mit ihnen leben, wenn wir wissen, daß Gott sich gewillt gezeigt hat, sie mit uns zu teilen, wie er dies in Christus getan hat. Für eine vollere Christologie ist Jesus nicht eine isolierte, abwegige Erfindung Gottes, um die menschliche und kosmische Unordnung wieder in Ordnung zu bringen. Jesus der Christus ist für die Schöpfung wie für die Erlösung, für den Kosmos wie für die Menschheit von zentraler Bedeutung. Das Sich-Einlassen Gottes in das menschliche Ringen entspringt seinem schöpferischen Engagement, worin er den Kosmos schuf in und durch Jesus, den Erstgeborenen der ganzen Schöpfung, die sich ausstreckt und ringt nach der Erfüllung, die in seiner Auferstehung geschieht. Gottes Engagement in den Kosmos und die Menschheitsgeschichte hat den Charakter eines Dramas angenommen, das über das rein Menschliche und Kosmische hinausgeht. Es ist ein göttliches Drama, eine «Theodramatik», worin gewissermaßen das Schicksal Gottes auf dem Spiel steht.

Genauer gesagt (obschon alle unsere Ausdrucksweisen in diesem Diskurs so plump sind): Durch sein Schöpfungs- und Erlösungswerk hat Gott die Erfül-

lung seines Plans seinen Geschöpfen anvertraut. Ohne daß diese ihn anerkennen und akzeptieren, wenn auch in noch so anonymer Form, kann dieser Plan sich nicht erfüllen. Aber er anvertraute nicht einfach einen wenn auch noch so weit ausgreifenden Plan; er anvertraute sich selbst. In einer persönlichen Beziehung liegt immer ein solches Sich-Anvertrauen. Gott bahnte persönliche Beziehungen zu der Menschheit an. Indem er die Menschen wie ein Vater persönlich liebt, stellt er sich ihnen zur Verfügung. Sprechen sie als Söhne und Töchter darauf an oder nicht? Das Sakrament, das wirksame Zeichen und die Gewähr für dieses Sich-Anvertrauen ist Jesus Christus. Es geht nicht einfach um das Heil der Menschheit, sondern darum, ob das göttliche Vertrauen sein Ziel erreicht oder enttäuscht wird.

In anderer Sprache gesagt, die durch die Autorität Jesu gedeckt wird: Was Gott der Menschheit offeriert hat, ist ihre Teilhabe am Aufbau seines Reiches. Sein Engagement in das menschliche Ringen ist auf die schließliche Vollendung und die umgestaltende Erfüllung seines Reiches gerichtet. Das Reich als Gegenwart der liebenden, heilenden und umgestaltenden Macht Gottes ist unter uns bereits am Werk. Aber es muß noch seine Vollendung erringen. Diesbezüglich hängt es von unserer Zusammenarbeit, unserer Solidarität mit ihm vor allem in denen ab, die er uns durch

Jesus als die erste Stätte seiner Gegenwart bezeichnet hat: in den «Nichtgewürdigten».

Indem wir diese Solidarität in die Tat umsetzen und so das Reich voranbringen, sprechen wir auf den Gott an, der kommen wird, sowie auf den Gott, der bereits mit uns ist. Wir bereiten den Weg für ihn. In einem wahren Sinn lassen wir Gott in seiner Welt, mit seinem Volk Gott sein. Die letzte Leistung unserer teilnehmenden Fürsorge für die Vernachlässigten und Verstoßenen ist die Befreiung Gottes, so daß er seine liebende Umgestaltung seiner Welt zu Ende führen kann, damit er dann in ihr voll und ganz da ist. Erst wenn dieses Werk vollendet sein wird, brauchen wir nicht mehr länger zu fragen: «Wo ist jetzt Gott?» Denn er wird dann offensichtlich überall sein.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. August Berz

ENDA McDONAGH

Priester des Erzbistums Tuam, Professor der Moraltheologie zu Maynooth, gegenwärtig in Urlaub als Gastprofessor für Theologie an der Universität Notre Dame. Seine beiden neuen Bücher «Social Ethics and the Christian» (Manchester University Press) und «Doing the Truth: The Quest for Moral Theology» (Gill and Macmillan, Notre Dame University Press), kamen im Mai 1979 heraus. Anschrift bis Mitte 1981: Department of Theology, University of Notre Dame, Notre Dame, Ind. 46556, USA.